

# Heimat-Klänge



Stargard i. Pom.  
Gratisbeilage Nr. 119

Zeitschrift für heimatliche Geschichte und Kultur.

Neues Pommerisches  
Lage-Blatt.

## Streit der Klöster Pommerns mit dem Adel und den Städten.

Von Karl Diez.

Beim Anblick der Klosterruinen schweift unser Geist in die ferne Vergangenheit und es überkommt uns wohl der Gedanke: „Ja! Hier stehen wir an einer Stätte des Friedens! Hier in dieser Weltabgeschiedenheit konnte die Seele genesen von den Stürmen des Lebens!“ Das war auch der Beweggrund, der ursprünglich um das Jahr 400 zur Erbauung der Klöster führte. Leute, denen die Welt mit ihrer Lust und Qual keine Befriedigung mehr gewährte, taten sich zusammen und suchten Ruhe und Frieden in der Einsamkeit, wo sie hofften, Gott besser dienen zu können. Im 12. und 13. Jahrhundert, als die pommerischen Klöster entstanden, waren andere Beweggründe maßgebend. Vor allem galt es, dem neueingeführten Christentum in den Klöstern feste Stützpunkte zu geben. Dann aber legte man die Klöster mit Vorliebe in Wäldern und Sümpfen an, damit letztere durch die fleißige Hand der Mönche urbar gemacht würden. Die pommerischen Fürsten wußten wohl, warum sie hauptsächlich deutsche Mönche ins Land riefen. Diese zogen wieder deutsche Bauern als Ansiedler nach sich, und deutsche Betriebsamkeit machte aus den unwirtlichen Gegenden Pommerns fruchtbare Gärten Gottes. Dieses Verdienst soll den Klöstern Pommerns ungeschmälert bleiben. Nachdem nun aber das Christentum in Pommern die Macht des Heidentums völlig vertrieben hatte und die Germanisierung des Landes beendet war, war die Aufgabe der Klöster im wesentlichen erfüllt und sie hätten billig vom Schauplatz abtreten können. Doch sie blieben bestehen und strebten, entgegen der Mahnung der heiligen Schrift, nach Mehrung von Schätzen, die von Motten und vom Rost gefressen werden. Hierdurch gerieten sie oft in Streit mit dem umliegenden Adel und den benachbarten Städten und hörten so auf, Stätten des Friedens zu sein.

Zur Erreichung ihres Zieles war den Klöstern jedes Mittel recht. Zunächst spornten sie die Frömmigkeit und Mildtätigkeit wohlwollender Fürsten an, ihnen reiche Schenkungen zu überweisen. So sagten einmal die Mönche eines Klosters zu dem Herzog Kasimir I.: „Nur die irdischen Güter sind für die Seligkeit nützlich, die der Kirche geschenkt werden.“ Da kann man sich nicht wundern, wenn manche Fürsten die Klöster reichlich bedachten, um auf diese Weise die Seligkeit zu erlangen, so daß einige Klöster dreißig bis vierzig Dörfer besaßen. Wenn die Schenkungen ausblieben, ward Betrug und Gewalt nicht verschmäht, um den Besitz zu vermehren. So legte im Jahre 1394 der Abt des Klosters Pübagla, Heinrich IV. (Wittenborch), den Herzögen Barnim VI. und Wartislaw VIII. vierzehn Urkunden vor, die beweisen sollten, daß die meisten Güter der Abtgenossen auf der Insel Usedom Lehen des Klosters seien und daher eingezogen werden könnten. Diese Urkunden waren, wie eine spätere Zeit festgestellt hat, restlos gefälscht. Der Abt hatte für die Vorlegung der Urkunden eine Zeit gewählt, da die bewährten Räte nicht bei Hofe anwesend waren und die überaus frommen Herzöge, die einem Abt solch Dubsensstück nicht utrauten, bestätigten ohne Prüfung die vorgelegten Urkunden. Dadurch wurden nun die auf Usedom ansässigen Familien Schwerin, Neuentkirchen, Wel, Wucht, Klosew und Remerzen schwer geschädigt. Was half es den Geschädigten, daß sie einen jeß gegen das Kloster anstrebten? Der Abt

bestand auf seinem Schein. Nun sagten Remerzen von Neuentkirchen und Hans von Schwerin dem Kloster Fehde an und die Schwerer slogen aus der Scheide. Es gelang den Rittern nicht, die Macht des Abtes zu brechen. Nachdem viel Klostergebiet verwüstet worden war, mußten sie 1400 einen nachteiligen Vergleich eingehen. 1414 beschritt Hans von Schwerin noch einmal den Fehdebeweg; doch ohne Erfolg. 1417 mußte er einen Vergleich eingehen, in welchem die Schwerinschen Güter auf Usedom gegen eine Entschädigung an das Kloster abgetreten wurden. Durch diese Machenschaften dehnte der Abt den Besitz des Klosters so aus, daß er fast die ganze Insel Usedom umfaßte.

Ein Seitenstück zu vorstehender Begebenheit finden wir in der Geschichte Stargards verzeichnet. Zu den friedlichen Nachbarn Stargards gehörte auch der Abt des Klosters Kolbzig. Dem stand einmal die schöne Gollnower Heide, welche der Stadt Stargard gehörte, in die Augen. Flugs legte er 1318 eine Urkunde vor, aus welcher hervorging, daß dem Kloster Kolbzig diese Heide durch Herzog Suantibor früher geschenkt worden sei. Diese Urkunde war gefälscht. Auch Stargard besaß eine Schenkungsurkunde aus früherer Zeit, die Gollnower Heide betreffend, und erkannte daher die Ansprüche des Abtes nicht an. Für diese Widerspenstigkeit gegen die heilige Kirche ward Stargard mit einem Interdikt belegt. Herzog Otto I. führte 1324 durch seine Vermittlung einen Vergleich herbei, in welchem die Ansprüche des Abtes befriedigt wurden.

Nicht so erfolgreich war das Kloster Belbuc bei Treptow. Auch dieses lebte oft in Unfrieden mit den Nachbarn. 1317 versuchten die Herren von Wedel, das Kloster zu überfallen; doch der kriegerische Abt Nathan schlug den Angriff ab. Das reichbegüterte Geschlecht der Wachholze, die in der Nähe des Klosters saßen, haben die Abte oft im Tausch betrogen; so auch im Vertrage zu Wachholzhagen am 23. August 1467. In den Jahren 1326 bis 1331 führte das Kloster einen Prozeß mit der Stadt Greifenberg. Die Greifenger hatten freie Schifffahrt auf der Rega bis zur Ostsee. Ihre Schiffe passierten dabei die Klostermühle. Eines Tages ließ nun der Abt durch eine Mauer die Schifffahrt auf der Rega einengen und sperren, und erhob von den durchfahrenden Schiffen einen Zoll. Die Greifenger ließen sich das nicht gefallen, wandten sich vielmehr mit einer Klage an den Papst. Dieser übergab die Angelegenheit dem Dompropst von Stollberg in Rammin zur Entscheidung, welcher wieder zwei Geistliche in Stettin mit der Untersuchung des Falles beauftragte. Ihr Gutachten fiel nicht zu Gunsten des Abtes aus. Daher ward der Abt verurteilt, die Sperre aufzuheben, auf den Zoll zu verzichten und eine Entschädigung zu zahlen. Als er dieses Urteil nicht anerkennen wollte, drohte man ihm mit dem Bann. Aber auch dies schreckte ihn nicht. Schon wollte man zur Pfändung des Klosters schreiten, als der Bischof von Rammin vermittelte und der Abt nachgab.

Außer mit dem Abt zu Kolbzig hatte Stargard auch einen Streit mit dem im Weichbilde der Stadt 1199 erbauten Augustinerkloster auszufechten. Als im Jahre 1292 Stargard mit dem Bau der Stadtmauern begann, sollten auch die Mönche dabei helfen. Diese weigerten sich, hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihnen nicht damit gedient war, daß ihr Kloster innerhalb der Stadtmauern lag. Als die Stadt nun die Mönche aussperrte, erhoben diese Klage beim Bischof, welcher 21 Bürger der Stadt bannte. Erst 1298 gelang es dem Herzog

Bogislaw IV., durch Vermittlung die Sache beigelegen.

Wir sehen also, daß die Klöster nicht immer Stätten des Friedens waren und daß sie, um irdische Güter zu erlangen, keinen Streit scheuten. Aber: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ und „Unrecht Gut gedeihet nicht!“ Wo ist der angesammelte Klosterreichtum geblieben? Die Einführung der Reformation machte ein Ende mit der alten Klosterherrlichkeit. Ja, wir können wohl sagen: Das Vorhandensein der vielen Klostergüter und die aufgespeicherten Schätze in den Klöstern haben das Werk der Reformation noch gefördert, indem durch den Wunsch in den Fürsten geweckt wurde, durch Aufhebung und Einziehung der Klöster die leeren Kassen wieder aufzufüllen.

## Aus schwerer Zeit Greifenburgs i. Pom.

Aus der Geschichte der im Jahre 1262 vom Herzog Wartislaw III., von der Demminer Seite, einem Bekker Barnims I. von Stettin, gegründeten deutschen Stadt „Greifenberg“ ist wohl kein Ereignis den Bürgern so im Gedächtnis haften geblieben als der große Brand am 31. März des Jahres 1658. Auch das heutige Geschlecht wird durch eine Inschrift in der Marienkirche immer wieder daran erinnert, daß die halbe Stadt, die Kirche, die Schule und beide Pfarrhäuser niederbrannten. Feuerbrünste waren bei der damaligen Bauart der Städte nichts seltenes, und die Stadt Greifenberg ist des öfteren von größeren Bränden heimgesucht worden. Im Jahre 1496, am Tage „Eiburtit“, brannte ein ziemlicher Teil der Stadt ab; 1562 hatte der Blitz die Marienkirche beschädigt und 1558 war im Hause eines Schmieds, der heimlich gebrannt hatte, Feuer ausgebrochen, welches in der langen Straße, der Marienkirche gegenüber, nach dem hohen Tore zu 18 Häuser in Asche gelegt und auch die Kirche in Gefahr gebracht hatte, deren Turmspitze in Brand geraten war. Das Feuerlöschwesen befand sich noch in den Kinderschuhen. Die großen metallenen Feuerlöschspritzen kamen zuerst ums Jahr 1655 vor und zwar in Nürnberg. 1711 besaß Greifenberg erst eine große Spritze; 1724 wurde eine zweite für 300 Taler gekauft. Es wurde also bis dahin das Feuer mit ganz primitiven Löschgeräten bekämpft. — Der große Brand vom 31. März 1658 wurde durch fahrlässiges Umgehen mit Licht im Hause des Weinschänkers Busler entfacht. Dort war der Rittmeister Weber vom Hilleschen Regiment einquartiert. Derselbe hatte das Raufutter für seine Schwadron noch nicht verteilt, sondern in den Ställen Buslers aufbewahrt, so daß alle Stallböden überfüllt waren. Am 31. März 1658 war Krammarkt in Greifenberg gemessen, und die Bevölkerung des platten Landes, die zahlreich zu diesem Volksfest in die Stadt gezogen war, hatte sich mit einbrechender Dunkelheit wieder auf den Heimweg begeben, als sie plötzlich durch die Klänge der Sturmglocke, die Trompetensignale des Kunstpfeifers und durch das noch deutlichere Zeichen der schrecklich über die Mauer aufschlagenden Lohe zurückgerufen wurde. Die Front des Rittmeisters Weber war am Abend in Begleitung ihrer Magd mit brennendem Licht in den Stall gegangen, um selbst nach ihren Schweinen zu sehen, die dort gemästet wurden. Das von oben in den Stall herabhängende Stroh war von der Lichtflamme erfaßt worden und sofort in Brand geraten. Bei der großen Menge von brennbaren Stoffen stand bald das ganze Buslersche Gehöft in hellen Flammen. Ein heftiger Wind, der nach Renselow hinüberstand, erschwerete den zur Rettung herbei-

eilenden Bürgern und Bauern das Löfchen. Die Flamme wälzte sich unaufhaltsam die Straße hinauf zum „Hohen Tore“, sprang dann auf die gegenüberliegende Häuserreihe an der Südseite des Marktes über und erfaßte auch die westliche Häuserreihe desselben. Auch die von fürchtbarer Glut umlohte Marienkirche wurde endlich von dem entfesselten Elemente ergriffen. Weithin leuchtete der brennende Turm durch die kalte Märznacht über die von Flüchtigen, Weibern und Kindern und von gerettetem Hab und Gut bedeckten Feldern bis zu dem entlegenen Kensefow hin, welches sich nur mit Mühe des gefährlichen Feuerstromes erwehren konnte. Zum letzten Male ertönte von selbst das „so wohl einströmende Geläut“ der vier schönen Glocken des Turmes, dann schmolzen sie in die brennende Tiefe hinab. „Der Himmel“, so schrieb man nieder, „Greifenberg, vergiß es nicht, sonst so hell, wurde ganz schwarz, die leichten Sterne dunkel und der silbergraue Mond blutrot, und sie stunden zugleich über solchen Jammer bestürzt und erschrocken.“ Der Anblick der fürchtbaren Zerstörung und der brennenden Kirche hatte den meisten Bürgern Bestürzung und Tatkraft genommen. Verzweifelt an der Möglichkeit, dem Feuer Einhalt zu tun, waren sie nach Hause geeilt, um das Ihrige zu retten. Viele fanden ihre Häuser schon in hellen Flammen, so daß sie gezwungen waren, sich vor die Tore zu retten. Nur eine kleine tapfere, entschlossene Schar von Bürgern und Bauern unablässig aufgemuntert durch Herrn Ewald v. Kleist, kurfürstlich Hinterpommerschen Präsidenten von Kolberg, den ein Zufall gerade nach Greifenberg geführt hatte, rettete den Rest der Stadt. Der ganze südliche Teil der Stadt, vom Markte an, die Westseite desselben bis zum Buschhülsen Hause, die Marienkirche, das südlich davon gelegene Schulhaus, das Pastorat, das Diaconat, der Stadthof, das hohe Tor, die Amtswohnungen des Sekretärs und Küsters usw. und über 100 Privatwohnungen, darunter viele schöne neue Gebäude, waren ein Raub der Flammen geworden. — Viel von dem in die Stadt gebrachten fremden Eigentum, Silber, Gold, Kleinodien usw., wurde durch den Brand vernichtet; das Vieh in den Ställen erstickte, auch acht Menschen kamen in den Flammen um, unter ihnen der bekannte Arzt Jakob Telliör, zwei Töchter des Pfarrers Blankensfeld in Sellin, der Freischuster Richard mit Frau und Kindern, der Tuchmacher Hans Speller. So oft auch in damaligen Zeiten solche Brände in den eng und schlecht gebauten Städten vorkamen, immer machten sie auf die gläubigen Gemüter einen tiefen Eindruck, weckten Mitleid und öffneten die mildtätigen Hände, um der Not und dem Elend nach Möglichkeit abzuwehren. Zwar war die Zeit, in der Greifenberg so hart betroffen wurde, sehr traurig. Die schweren Schäden, die der große Krieg auch den norddeutschen Ländern gebracht hatte, waren noch lange nicht beseitigt, die gesamte Wirtschaft lag danieder, manche Landstrecken waren fast entvölkert, jammervoll die Zustände in den kleinen Städten. Aus vielen Schriften erkennen wir, wie überall Not und Mangel herrschten, wie es an Geld fehlte. Und schon wieder drohte dem hinterpommerschen Lande eine Kriegsgefahr, da der Kurfürst Friedrich Wilhelm gerade im Frühjahr 1658 ein Bündnis mit dem Kaiser Leopold gegen die Schweden schloß, an deren Seite er anfänglich gegen Polen gekämpft hatte. Er zog Truppen um Stargard und Kolberg zusammen, und mit Schreden sahen die Pommern, daß ihr Land abermals der Schauplatz des Krieges sein werde. — Was sollten die Greifenberger in ihrer Not tun? Sie baten den Landesherrn um Hilfe, und sie wurde ihnen nicht ganz versagt. So gab man ihnen die Erlaubnis, in Pommern und in den Nachbarländern eine Kollekte zu veranstalten. Eine solche wurde damals nicht wie heute, in den Kirchen angekündigt, sondern Bürger der Stadt begaben sich auf die Reise, um persönlich zu sammeln. In den alten Kirchen- und Stadtrechnungen finden wir oft erstaunliche Summen, die für eine abgebrannte Kirche, für einen vertriebenen Pastor, für einen armen Erulanten u. a. m. verausgabt wurden. Auch hier und da erhaltene Sammelbücher legen davon

Zeugnis ab, was hilfreiche Liebe in den schwersten Zeiten vermochte. Doch oft flossen die Gaben recht spärlich, so daß der Ertrag bei den nicht geringen Kosten der Reise sehr klein war. Von einer Kollekte der Stadt Greifenberg war bisher wenig bekannt. Da ist durch einen Zufall ein Brief zum Vorschein gekommen, der uns einen Blick in die Mühe und Not der Greifenberger Kollektanten werfen läßt. Es waren der treffliche Prediger in Kensefow, Thomas Hoppe, der zugleich Frühprediger an St. Marien war (geb. 1628 — gest. 1703), ein Mann, der auch im geistigen und geistlichen Leben der Stadt eine bedeutende Rolle spielte, und der Rektor der Stadtschule, Johannes Crüger (geb. 1632 — gest. 1700). In einem Schreiben vom 11. Juli 1658 berichten sie an den Rat wie folgt:

Pag et salus.

Wohlehrenfeste, großachtbare, wohlweise und wohlgelehrte, insbesondere großgünstige und hochgeehrte Herren.

Dieselben werden unser den 3. Juli von hier aus abgeschicktes Briefchen zweifelsohne empfangen und daraus unser Ergehen und mehreren genommen haben, worauf wir uns referieren und dabei vermelden müssen, daß wir den auf vergangenen Montag, als den 5. Juli, versprochenen Bescheid auf unsere eingegebene Supplikation wegen vieler zu Kathause und in der Stadt fürgekommene Behinderungen allererst am Mittwoch, den 7. Junius, erlanget, inhalt's, daß für unsere Greifenbergische Kirche und Schule wie auch für andere sechs zwischen der Peene und Randow durch feindlichen Einfall neulich zerstörte Kirchen eine Kollekte sollte vergönnet und angestellt werden. Welches, weil es auf unser Teil auf solche Art ein gar wenig, zumal, wo die sechs Kirchen zu gleichen Teilen hätten participieren sollen, allem Ansehen nach hätte bringen würden, haben auf Anraten und Gutachten Herren Dr. Horns, wie auch H. Johann Horns, wie für andere (da der sechs sollicitierenden Kirchen Abgeordnete nicht zugegen) zu kolligieren und Mühe zu haben in Bedenken gezogen. Und unterdessen auf oftmaliges Anhalten beim hochweisen Räte allhier endlich Promiß erhalten, daß unangesehen es sofort nicht habe können geschehen wegen auch hoher Ausgabe in dieser Stadt und gar unbilliger Forderung vom Könige, dennoch E. E. hochweiser Rat unserer Kirche instimmige geruhen und selbige mit einer Beisteuer an der Hand zu gehen bedacht sein sollte, wobei es auch gelassen. Und verhoffen wir, unser getanes fleißiges Suchen zu seiner Zeit sogar nicht vergeblich sein sollte, maßen mit Herrn H. Dr. Hornes wir geredet, bei sich ereignender Gelegenheit wieder einmal freundliche Aufforderung zu tun, welches er (wie ers sich auch sonst hochangelegen sein lassen, selbst zu einem und andern Bürgermeister ging, auch mit allem Rat und Tat uns beigeprungen, daß wirs nicht genug zu rühmen haben), versprochen. Weil wir aber von ferneren Zehrungsmitteln gar entblöset, maßen wir nicht vermeint, es uns sogar schlecht ergehen sollte, haben auf abermaliges Einraten wohl vorgedachter Herren der Horne, wie uns bei der Brauer- und Kramer-Kompagnie vermöge einer Supplikation, dann bei einem oder andern Privat, namentlich Herren Johann Kleisen (welcher H. Matheus Möller freundlich grüßen läßt), und H. Joachim Wulfrath als Bekannten angegeben. Da denn diese etwas verehrt, jene aber bis heute noch verrichteten Predigten verweisen. Gereuet uns noch, daß wir uns auf diesen Weg bringen lassen und im Falle es uns an anderen Orten so widersinnig ergehen sollte, bitten wir dienstfreundlich unsere hochgeehrten Herren, uns ja bei Zeiten schreiben wollen, wie wirs anstellen, ob wir nach Hause oder ferner reisen sollen. Sind sonst gesonnen, mit Gottes Hilfe morgen, im Falle wir nur nach bezahlter Herberge zur Reise gehörigen Kosten übereinkommen können nach Rostock zu gehen, woselbst wir uns zwar nicht viel aufhalten, aus Ursachen, weil in Mecklen-

burg hin und her selbst viele abgebrannte Kirchen sein sollen, die auch hier in Stralsund um Beisteuer sollicitiert, sondern so eilig als immer möglich, nach Lübeck, Hamburg und folglich nach Holland uns machen werden. Wie es uns aber allenthalben gelingen werde, unsere hochverehrten Herren, ob Gott will, allemal bei der Post zu vernehmen haben.

Gott gebe nur besser Mittel und Ende unserer Reise, denn sich der Anfang angelassen. Sonsten verlautet ichund, daß die Fehde zwischen Stralsund und Brandenburg wohl möchte alsbald ausbrechen.

Gott gebe Frieden zu unseren Zeiten! Amen.

Empfehlen hiermit unsere hochgeehrten Herren dem Schutz und getreuer Obhut Gottes und verbleiben E. Wohllehenw., großachtb., wohlw. und wohlgel. Herren

Gebets und Dienstwillige

Thomas Hoppe. Johannes Crüger.

Stralsund, den 11. Juli 1658.

P. S. Bitten, das eingelegte an unsere Mütter und Frauen unbeschwert zu schicken.

Franko bis Stettin. Greifenberg.

Abzugeben bei Herrn Bürgermeister Jakob Rithever in Plathe. —

Von dem Ergebnis der Kollekte haben wir bisher keine Kunde; aber der vorstehende Brief läßt uns vermuten, daß es nur geringe. Trotzdem gelang es dem unermüdblichen Bürgermeister Möller, ein nicht geringes Kapital von der kurfürstlichen Regierung zu erhalten, so daß man an den Aufbau der Kirche gehen konnte, der bis 1668 nach und nach beendet wurde. Der Vater frommer Sinn brachte damals ein Werk zustande, daß bis 1910 den Ansprüchen der Bürger entsprach. Im Jahre 1910 wurde die Kirche umgebaut, ein Zeugnis von der Opferwilligkeit der Enkel.

## Reek und das Jhnatal.

Ein Besuch nach 36 Jahren.

Die herzlichen Einladungen treuer Freunde und die Sehnsucht nach den Stätten, an die sich Jünglingsträume und Jugendhoffnungen knüpften, wirkten stärker als die Besorgnis vor einer Bahnfahrt mit ihrem Drum und Dran, die ein Fußleidender haben muß. Das äußerst dankenswerte Entgegenkommen der Eisenbahnbeamten half Schwierigkeiten überwinden. Erwartungsvoll schaute ich zum Fenster hinaus, je mehr sich der Zug von Stargard her dem Ziel — Reek — näherte. Hinter Falkenwalde setzte Hochspannung ein. Von Norden her hatte ich das Panorama noch nicht genossen — versprach ich mir doch von dieser Seite ihrer relativen Höhe wegen besonders viel. Meine Hoffnungen wurden nicht getäuscht. Da taucht eine Turmspitze aus der Tiefe herauf. Richtig, der Kirchturm, das Wahrzeichen von Reek. Ein maßiges Bauwerk, das ganz unmotiviert mit einer niedrigen vierseitigen Pyramide abschließt und den Eindruck erweckt, als sei des Baumeisters Plan nicht ganz zur Ausführung gelangt. Nach wenigen Sekunden öffnet sich ein lachendes Gesicht. Im lieblichen Jhnatal liegt im Grünen gebettet das neumärkische Städtchen. „Ich kann den Blick nicht von dir wenden!“ Meine schwachenden oder rauhenden Mitreisenden machte ich mit dem Erfolge auf das anziehende Landschaftsbild aufmerksam, daß sie sich zum größten Teil an die Fenster begaben und ausriefen: „Das ist wirklich hübsch!“ und sich nach dem Namen des Ortes erkundigten.

Auf dem Bahnhof, der Geländeschwierigkeiten wegen etwa 1½ km. von der Stadt entfernt angelegt wurde, wartet ein bequem eingerichtetes Postauto, um Fahrlustige für eine Kleinigkeit nach der Stadt zu befördern. Da der Höhenunterschied zwischen Bahnhof und Stadt etwa 60 Meter beträgt, ist das Gefälle der Bahnhofstraße bezw. der Anstieg recht bedeutend. Sie trägt ganz das Gepräge der Neuzeit und verdankt ihre Entstehung

und ihre Bedeutung der Eisenbahn, die auf der Strecke Stargard—Kallies im Jahre 1895 hier zum ersten Mal ihren Pfiff ertönen ließ. In der Bahnhofstraße herrscht lebhafter Verkehr. Die Zukunft der Stadt, deren Ausdehnungsmöglichkeiten durch das hügelige Gelände in der Umgebung nicht gerade begünstigt werden, liegt in der Richtung zum Bahnhof. Zu beiden Seiten der von Ahorn eingefassten Straße erheben sich bereits zahlreiche, vielfach im Villenstil erbaute Wohnhäuser. Hier liegt auch das gemütliche Heim des Freundes, etwa in der Mitte zwischen Bahnhof und Stadt. Von den Zimmern und der Veranda hat man einen genussreichen Blick in die weilige Landschaft. Das Auge weidet sich an frischen Wiesen und wogenden Roggenfeldern. Besonders lohnend ist der Ausblick nach dem Kirchhof, der auf einem ziemlich steil ansteigenden Hügel im Norden der Stadt angelegt ist. Den stimmungsvollen Hintergrund der weit ins Tal schauenden Kapelle bilden ältere Bäume. Ahlands: „Droben stehet die Kapelle“ stellt sich mit Notwendigkeit ein. Wie ich später gesehen, hat der ältere Teil des Kirchhofes parkähnlichen Charakter. Unter den mächtigen Bäumen herrscht wirklicher Friede, ein würdiger Totenhain. Die wohlgepflegten Reihengräber des neuen Teiles verkünden, daß die Lebenden der teuren Toten in Liebe gedenken.

Das Innere der Stadt zeigt das alte, traute Bild einer Kleinstadt mit ihren Vorzügen und Mängeln. Wohl fällt hier und da ein Um- und Neubau auf, sonst winken überall alte Bekannte, in denen aber ein neues Geschlecht waltet. Wie wenige von den Männern und Frauen, denen ich einst näher getreten, dürften sich noch des Daseins freuen. Allen Gebäuden, natürlich die stattliche aus gotischer Bauzeit stammende Kirche ausgenommen, über den Kopf gewachsen ist die Schule durch den im Jahre 1913 aufgesetzten dritten Stock. Die Schaufenster vieler Geschäfte sind modern ausgebaut, und in der Ausstellungskunst sind gegen früher entschiedene Fortschritte zu verzeichnen. Die Stadt besitzt seit 1904 eine eigene Gasanstalt und hat zugleich Anschluß an eine Ueberlandzentrale. Zur Fierde gereicht der Stadt das erst 1905 mitten auf dem Marktplatz errichtete Kriegerdenkmal für die Todesopfer von 1864, 66, 70-71. Eine besondere Sehenswürdigkeit ist das vor dem Arnswalder Tor aufgestellte Ehrenmal für die im Weltkrieg gebliebenen Söhne der Stadt. Geschmackvolle Anlagen umrahmen das Denkmal würdig. Hier am Arnswalder Tor hatte Herz auch seine „Darstellung“. Die Einfahrt in die innere Stadt war unglaublich eng. Durch Niederlegung des Häuschens, das dem Arnswalder Turm gegenüberstand, ist Raum und Sicherheit geschaffen für den steigenden Verkehr.

An der Bahnhofstraße ist auch ein Industrieviertel entstanden. Die Fabrikanten stellen sich klugerweise in erster Linie auf die Bedürfnisse der aufblühenden Landwirtschaft ein. Nicht weniger als vier Fabriken bezw. Niederlagen konnte ich zählen. In dieser Straße kann das Auge mit Wohlgefallen auf verschiedenen wohlgepflegten Gärten und Vorgärten ruhen. Im Norden der Stadt wurde die Gasanstalt erbaut und an derselben Seite ist der große Holzhof eines Zimmermeisters. Es ist bedauerlich, daß die Mahlmühle, deren Räder viele Jahrzehnte hindurch unermüdet Tag und Nacht klapperten, noch nicht wieder aus dem Schutt entstanden ist.

## Die Kapitulation von Franzburg im November 1627.

Wenn wir in diesem Jahre und in den nächstfolgenden Jahren der furchtbaren Leiden und Nöte gedenken, die der 30jährige Krieg vor 300 Jahren über unsere pommerische Heimat brachte, so erinnern wir uns dabei insbesondere an die am 10. November 1627 abgeschlossene Kapitulation von Franzburg, die die Bedingungen für das Ein-

rücken der Wallensteinischen Truppen in Pommern feststellte.

Herzog Bogislaw XIV., der sich Ende Oktober 1627 in Wolgast aufhielt, hoffte wohl noch immer, das seit längerer Zeit drohende Einrücken der kaiserlichen Truppen verhindern zu können, und entsandte am 26. Oktober seine beiden Räte Volkmar Wolf von Putbus († 1637) und Klaus von Ahnen zu dem in Mecklenburg kommandierenden Obersten Hans Georg von Arnim, um ihn durch das Bersprechen einer Zahlung von 40 000 bis 60 000 Tälern und reichlicher Zufuhr an Lebensmitteln für des kaiserliche Kriegsvolk zu veranlassen, von einem Einmarsch in Pommern abzusehen. Aber die Mission hatte keinen Erfolg.

Wallenstein wollte sich aber unter allen Umständen des Herzogtums Pommern bemächtigen, um ein gerade damals drohendes Eindringen der Schweden in Pommern zu verhindern, und um sein großes, anspruchsvolles Heer leichter unterhalten und versorgen zu können. Demgemäß hatte er Arnim beauftragt, in Pommern einzurücken, die Hafensorte zu besetzen, die vorhandenen Schiffe zu beschlagnahmen und die Ausfuhr von Getreide und Lebensmitteln zu verhindern.

Herzog Bogislaw XIV. hatte sich (entgegen dem Räte seiner Umgebung) am 1. November nach Franzburg begeben, und hier erschienen in den folgenden Tagen der Oberstleutnant Bindhof, der Oberst Göze und der Oberst von Arnim und forderten, daß Herzog Bogislaw in das Einrücken von 10 kaiserlichen Regimentern in Pommern einwillige. Herzog Bogislaw erwiderte, er könne ohne Zustimmung der Landstände nichts bewilligen. Arnim aber erklärte, daß er Wallensteins Befehl auszuführen habe, und drohte, daß er gegebenenfalls Gewalt gebrauchen werde.

Da gab Herzog Bogislaw, der Not gehorchend, nach; er berief die für den 5. November nach Wolgast einberufenen Landstände nach Franzburg, und hier kam dann am 10. November die Franzburger Kapitulation zustande, die in 35 bezw. 42 Paragraphen einwilligte, daß acht kaiserliche Regimente in Pommern Quartier erhielten unter folgenden Bedingungen:

„Gottesdienst und Rechtsprechung bleiben unverändert. Handel und Verkehr sind unbehindert. Die Truppen werden, damit bessere Manneszucht gehalten werden kann, hauptsächlich in die Städte gelegt. Die fürstlichen Residenzstädte Stettin, Wolgast, Köslin, Damm bleiben frei von Einquartierung, ebenso die Domänen, das Amt Rügenwalde, Bütow, Stolp, Schmolzin und die fürstlichen Witwenhöfe, wie auch die Stutereien und die Mühlen. Die fürstlichen Räte, Professoren und Pastoren, Bürgermeister und Ratspersonen erhalten keine Einquartierung. Es soll nur deutsches oder doch meistens deutsches Kriegsvolk in Pommern einquartiert werden. Die Zuweisung der Quartiere erfolgt durch den Herzog. Die Bürger dürfen nicht entwaffnet und die Städte nicht ihrer Munition und Geschütze beraubt werden. Der große Troß, der sich gewöhnlich beim Heere befindet, wird gänzlich abgeschafft. Die Soldaten sollen mit dem zufrieden sein, was ihnen geboten wird; es ist ihnen verboten, sich ohne Erlaubnis aufs Land zu begeben, um etwa dem Landmann ein Pferd oder ein Stück Vieh zu rauben. Ertrapt der Bauer einen solchen Räuber und schlägt er ihn tot, so bleibt er ohne Strafe. Die Tore der Städte, in denen kaiserliche Einquartierung liegt, werden durch zwei Schlösser verwahrt; den einen Schlüssel hat der Bürgermeister der Stadt, den anderen der kaiserliche Offizier.

Diese Kapitulation sollte den Truppen, bevor sie in die Quartiere kamen, bekannt gemacht und dann öffentlich angeschlagen werden.

So schien alles wohlgeordnet zu sein, und Herzog Bogislaw mag persönlich wohl des Glaubens gewesen sein, daß er durch die Franzburger Kapitulation die seinen Untertanen bevorstehenden Lasten nach Möglichkeit gemildert habe. Aber die Verhältnisse waren stärker. Als unmittelbar nach dem Abschluß der Kapitulation der Einmarsch der

schon vor dem Damgarten Pass wartenden Truppen erfolgte, begann eine Gewaltherrschaft, die von Offizieren und Gemeinen in gleicher Weise ausgeübt wurde.

Die Zahl der Truppen war wesentlich größer als in der Kapitulation vorgesehen war, und immer neue Truppen rückten nach. Oberst Hausmann, der vier Kompagnien führen sollte, brachte deren zehn; die zugewiesenen Quartiere wurden eigenmächtig verlassen und mit anderen vertauscht, die größeres Wohlleben zu versprechen schienen. Von dem Troß, der überhaupt fehlen sollte, bemerkte eine gleichzeitige Schrift (Dreijährige Brandfal): „Und hat sich bey den einrückenden Regimentern ein überaus großer Droß und Pagagi-Pferden befunden, als davor niemals bey Kriegsexpeditionen möchte gesehen worden seyn“. Auf der Insel Rügen, die sich am weitesten seewärts erstreckte und deshalb besonders dicht mit Einquartierung belegt war, lebten die neuen Gäste (wie Wadenroder S. 105 im Jahre 1708 berichtet) in vollem Vergnügen, und es war im Anfange des Schmausens kein Ende; der Bauer, der die Blauvöcker damals noch nicht kannte, meinte, es müßte so sein, und trug kein Bedenken, alles was er hatte, fröhlich aufzutischen“.

Aber dieses gute Einvernehmen war von kurzer Dauer. Was Pommern in den drei Jahren, in denen es kaiserliche Besatzungen heherbergen mußte, erlitten hat, ist den größten Greueln zuzurechnen, die der Krieg in seinem Gefolge gehabt hat. Der Beginn der Notzeit datiert von dem Tage, an dem die Franzburger Kapitulation abgeschlossen wurde.

## Stralsund und sein Hafenvverkehr.

Von Karl Frenck-Altefähr.

Was ist Stralsund? Eine Industriestadt? Es besitzt manche gute bodenständige Industrie, diese ist aber leider bei weitem nicht so umfangreich, daß Stralsund die Bezeichnung Industriestadt für sich in Anspruch nehmen könnte. Eine Handelsstadt? Stralsund hat einen nicht unbedeutenden Getreidehandel, es trifft aber auch in dieser Beziehung das soeben Gesagte zu. Eine Beamtenstadt? Stralsund ist Sitz einer Regierung und vieler anderer Behörden, eine ausgesprochene Beamtenstadt ist es deshalb aber doch noch nicht. Eine Fremdenstadt? Es könnte es in gewissem Ausmaße heute schon sein und wird es hoffentlich bald werden, zurzeit paßt diese Bezeichnung jedenfalls noch nicht. Eine Hafenstadt? Dem Charakter nach in gewissem Sinne: ja; von der wirtschaftlichen Seite aus betrachtet: nein. Eine Landstadt? Dem Charakter nach nicht, auf Grund der wirtschaftlichen Verhältnisse aber bestimmt!

Das heutige Stralsund ist also von allem etwas; für seine wirtschaftliche Entwicklung — und auf diese kommt es an! — sind jedoch bestimmend, neben dem Fremdenverkehr, vor allem: der Hafen und das Land. Und zwar, um dies noch enger zu umschreiben, der Hafen als Umschlagsplatz für das Land!

Der Stralsunder Hafen hat in letzter Zeit manche Verbesserung erfahren. Und wenn dies auch Notwendigkeiten waren, die sich aus den Sünden vergangener Jahrzehnte ergaben, so sollen sie doch gern anerkannt werden. Eine Reihe von Unzuträglichkeiten wie z. B. das Fehlen von guten Löss- und Ladeeinrichtungen, von Laufkränen, wie sie jeder moderne Hafen besitzt, der häufig auftretende Mangel an Kaifläche, sind jedoch geblieben. Hierüber wird wohl noch an anderer Stelle und von anderer Seite etwas zu sagen sein. Was jedoch vor allen Dingen geblieben ist, das ist die schlechte Auffschließung des Hafens von der Landseite aus.

Die zum Hafen führenden kleinen Brücken sind schon heute kaum ausreichend, das Schlimmste dabei ist aber, daß heute fast der ganze Lastverkehr durch die engen Straßen der Unterstadt geleitet werden muß. Bei der bestimmt zu erwartenden Zunahme des Lastkraftwagen- und

Verkehrsweg werden sich hier bald größere Schwierigkeiten einstellen.

Noch schlechter sieht es mit dem bahntechnischen Aufschluß des Stralsunder Hafens aus. Seit Jahren ist die Hafenbahn bei jeder nur um ein geringes gesteigerten Inanspruchnahme verstopft gewesen, und dieses Leiden ist auch nicht durch die kleinen Verbesserungen am Nordhafen behoben worden. Es wird auch nicht eher aufhören, als bis hier durch Schaffung neuer Kaiflächen und Anlage mehrerer Zuführungsgleise (jetzt ist, wie bekannt, nur ein solches vorhanden) Wandel geschaffen wird. Es hat nun der Plan bestanden — und er besteht auch wohl heute noch —, im südlichen Hafen eine Kaizunge vorzutreiben und durch teilweises Zuschütten des Flotthafens der Bahn ein Gelände für weitere Zuführungsgleise zu schaffen. Ob bei der heutigen Finanzlage mit einer Verwirklichung dieses Planes in absehbarer Zeit zu rechnen ist, darf füglich bezweifelt werden; es dürfte aber auch kaum zu vertreten sein, den stets stark belegten Flotthafen zu verkleinern, solange man keinen andern Platz für denselben Zweck zur Verfügung stellen kann. Hierfür besteht aber bei dem an und für sich schon vorhandenen Platzmangel kaum Aussicht. Man würde jedenfalls dem Baugewerbe und den Sägewerksbetrieben mit einer solchen Maßnahme einen Bärendienst leisten.

Wit den vorhandenen Verhältnissen wird also noch für lange Zeit zu rechnen sein. Man wird daher andere Mittel und Wege finden müssen, um den bestehenden Schwierigkeiten abzuwehren. Dies wird man dadurch erreichen können, daß man eine neue leistungsfähige Zufahrtsstraße zum Hafen schafft und daß man sich durch Verwendung anderer Verkehrsmittel von der Eisenbahn mehr und mehr unabhängig macht.

Die neue Zufahrtsstraße müßte in Form einer neuen Brücke über den Langen Kanal gebaut werden und zwar in Verlängerung der Straße zwischen dem Heilig-Geistkloster und der Kasernenmauer. Die Straße selbst ließe sich durch Forträumen der alten Mauerreste verbreitern. Die Brücke müßte als Dreh- oder Klappbrücke gehalten sein, damit der zwischen ihr und der Langen Brücke befindliche Teil des Kanals nicht abgeriegelt würde.

Die Unabhängigkeit von der Eisenbahn würde man dadurch nach und nach erreichen können, daß man die an und für sich schon stark in der Entwicklung befindliche Beförderung von Gütern durch Postkraftwagen und Trecker stadtsseitig in dieser oder jener Form fördern und stärken würde.

Der ganze Güterverkehr von der Greifswalder Chaussee würde alsdann gar nicht mehr die Innenstadt, und vor allem nicht mehr die gefährliche Ecke Langestraße-Wasserstraße berühren, sondern gleich hinter der Kaserne rechts ab über die neue Brücke zum Hafen geleitet werden. Ebenso würde alles Gut, das über die Rostoder, die Richtenberger und Grimmer Chaussee herankommt, vom Tribseer Tor über die Frankenwall-Straße in fast gerader Richtung nach dem Hafen geführt werden, also ebenfalls ohne die Innenstadt zu berühren. Was von der Prohner Chaussee kommt, die ja nur ein verhältnismäßig kleines Wirtschaftsgebiet abschließt, könnte über die alten Brücken des Nordhafens gehen, oder es könnte vom Kniepertor aus gleichfalls über die Wallstraße zum Südhafen geleitet werden.

Die Durchführung dieser Maßnahmen würde für alle Beteiligten Vorteile mit sich bringen. Für den Landwirt, denn er kann seine Erzeugnisse unmittelbar am Hofe verladen, er braucht sie also nicht erst zum Bahnhof zu fahren und spart dadurch Zeit und Geld. Insbesondere hat er aber keine an und für sich im Herbst schon stark belasteten Spannweite für die Bestellung frei. Für den Verladenden er spart Kosten und Aerger. Für die Hafenverwaltung, denn ihr Kaistraum ist nicht dauernd durch die Waggons verstopft, die gewöhnlich nur einmal abends von der Maschine weggeholt werden, auch kann sie die Kaiflächen, die keinen Bahnanschluß haben, weit besser dabei nutzen. Und endlich für die Stadt selbst, denn der Umschlags-

verkehr im Hafen wird sich unbedingt heben, zumal da sich der Radius dieses Verkehrs nach dem Lande hin ständig mehr vergrößern ließe.

Es sei hierbei kurz erwähnt, daß erst unlängst mit zwei Treckern und Wechselwagen 145 Tonnen Steine — also das Fassungsvermögen eines Küstenschoners — an einem Tage vom Stralsunder Hafen in die Gegend von Reinberg geschafft worden sind, ein Beweis für die Leistungsfähigkeit und Wirtschaftlichkeit dieses Beförderungsmittels!

Bei den der Öffentlichkeit zur Verfügung stehenden kommunalen Einrichtungen und Betrieben liegen die Verhältnisse ganz ähnlich so, wie bei jedem anderen Geschäft. Was nützt der schönste und besteingerichtete Laden, wenn keine Kunden und kein Umsatz da sind?! Der Geschäftsmann kann die Bude dicht machen, wenn die Kasse nicht läuft, nicht so die Kommune, — jedenfalls nicht bei einem Hafen!

## Das verschwundene Dorf Prust bei Gühlaffshagen.

Witgeteilt von M. Wehrmann.

Am 12. April 1797 richteten sechs Bewohner des Dorfes Jarben, die sich beklagten, daß sie dort nur bei anderen eingemietet Unterkunft erhalten konnten, an den König eine Eingabe, in der folgendes ausgeführt wird: „Eine halbe Meile von uns findet man die Merkmale eines ehemaligen Dorfes, welches im 30jährigen Kriege demoliert worden und Prust benannt gewesen. Man sieht selbst noch die Abteilung der Ackerstücke nebeneinander, die vom königl. Amtsdorfe Gühlaffshagen genützt wird und wovon ein Teil mit jungem Eichenbusch, ein anderer mit kurzen abgestandenen Kiefern bewachsen ist. Der Ort selbst, wo das Dorf gelegen aber, die Straße, hat ein Müller des unweit gelegenen adeligen Dorfes Schwedt in Pacht, welche er am königl. Amte erlegt. Die Grenzen des erwähnten ehemaligen Dorfes waren südwärts der adel. Schwedtsche Dorfacker, westwärts der königl. Wald, der noch jetzt Pruster Wald genannt wird, und der königl. Gühlaffshagensche Amtsdorfs-Acker, nordwärts der sogenannte Auspatel, wo ehemals eine königl. Schäferei gelegen, so ebenfalls im Kriege ruiniert worden und welche das königl. Amtsdorf Glansee benützt, ostwärts ein kleiner Bach, der die Grenzen zwischen dem abligen Dorfe Gandelin formiert. Beide Dörfer Gühlaffshagen und Glansee haben besagte Acker und Wiesen bis jetzt benützt und nichts dafür entrichtet, sondern die Kontributionen sind mit auf die königl. Amtsdorfer geschlagen worden.“ Es wird daran die Bitte geknüpft, das Dorf wieder neu aufzubauen und ihnen, den Wittstellern, königliche Baugelder zu bewilligen.

Das Schreiben ging natürlich an die pommerische Kriegs- und Domänenkammer mit dem Auftrage, die Sache zu untersuchen und zu berichten. Zugleich wurde den Wittstellern mitgeteilt, daß es nicht angehe, den Dörfern Gühlaffshagen und Glansee ohne weiteres Acker und Wiesen zu entziehen, die von den dortigen Bauern viele Jahre benützt worden seien. Der Oberamtmann Hausmann in Trep-tow berichtete am 26. Juli der Kammer, „daß sich bei den Dörfern Gühlaffshagen und Glansee keine rudera zeigen, daß ebendem und zur Zeit des 30jährigen Krieges ein Dorf namens Prust gestanden haben sollte. Zwei Cämpe Acker von einigen Schef-feln Aussaat existieren zwar auf dem Gühlaffshager Felde, welche der Schwedter Müller seit undenklichen Zeiten in Besitz hat und dafür jährlich an die Dorfschaft Gühlaffshagen ½ Tonne Bier aus dem Grunde gibt, damit sein Korn für das Vieh gesäht bleibe, allein, wie vorgedacht, von einem Dorfe Prust, so im 30jährigen Kriege ruiniert sein soll, ist im ganzen Amte keinem das geringste erinnert, so wie doch einer dem andern dergleichen, wenn Spuren davon vorhanden gewesen wären, zu erzählen und dadurch auf die Nachkommenschaft dergleichen Geschichtserzählung zu kommen pflegt.

Hinten dem Amtsdorfe Behlrow und dem Dorfe Broitz liegt zwar ein adliges Dorf, so Prust heißt und von Gühlaffshagen beinahe 1 ½ Meilen entfernt ist. Dieses aber liegt nicht öde und wüste; ich weiß also nicht, wie die Supplikanten auf den Einfall geraten können, Em. König Maj. dergleichen Unwahrheiten anzuzeigen. In den Amtseinrichtungsakten de 1723 ist mit keiner Silbe von einem gewissen Dorfe Prust das geringste erwähnt, wohl aber von den beiden Cämpen Acker, so der Schwedter Müller in Besitz hat und daß derselbe alljährlich dafür ½ Tonne Bier an die Dorfschaft Gühlaffshagen gibt. Der sogenannte Pruster Wald, dessen die Supplikanten Erwähnung tun gehört zu Em. Kgl. Maj. Hohenholze, ist mit guten Eichen und Fichten bewachsen.“

Da die pommerische Kammer mit ihrem Berichte nach Berlin lange zögerte, erging im Anfang des Jahres 1798 von dort her ein scharfes Mahnschreiben, besonders da die Jarbenschen Wittsteller sich am 16. Januar mit einem erneuten Wittgesuch an den König gewandt hatten. In ihm wiederholten sie ihre Behauptungen über das ehemalige Dorf Prust, bei dem „auch eine königliche Schäferei gelegen Auspatel, wobei auch viel Acker und Wiesen gelegen“ und beschuldigten die Kammer einer oberflächlichen und parteiischen Untersuchung.

Als der Bericht nach Berlin gekommen war, entschied man am 22. Febr. 1798, daß die Supplikanten unbedingt abzuweisen seien. (Staatsarchiv in Stettin: Dom. Arch. Lit. XII. S. P. v. Amt Trep-tow N. 136).

## Die Seeschlacht bei Swolde (Rügen).

10. September 1000.

Auf seinem Königschiffe  
Steht Olaf Trygvason  
In vollem Königschmucke;  
Sein Haupt trägt gold'ne Kron'.  
Ob kühn gekämpft die Seinen,  
Verloren ist die Schlacht;  
Schon weicht Norwegens Flotte  
Der großen Uebermacht.

Sein Königschiff, der Lindwurm,  
Bom Stöße ward versehrt.  
Held Olaf ist in Nöten;  
Die Flucht ist ihm vermehrt.  
So soll er schmachlich fallen  
Hier in der Feinde Hand?  
Soll nimmer wieder schauen  
Sein nord'sches Heimatland?

Nie wieder wird er reiten  
In Trondhjem ein, der Stadt,  
Die er, um drin zu thronen,  
Einst neu gegründet hat!  
Wie oft hat er gebetet  
Im Dom dort, seit er Christ!  
Das muß er künftig meiden,  
Dem König dies verdrießt.

Schon dringen an die Feinde  
Und größer wird die Not;  
Denn näher droht dem Helden  
Gefangenschaft und Tod.  
Rein! Nimmer soll frohlocken  
Des grimmen Feindes Troß!  
Biel lieber will er ruhen  
Im tiefen Meereschoß!

In reichem Königschmucke  
Springt er vom Lindwurm ab  
Und findet in dem Meere  
Ein wahlverborg'nes Grab.  
Am Sankt Johannisstage  
Sein Haupt taucht in die Höh';  
Die gold'ne Krone strahlet  
Dann weithin auf die See.

7. Dezember 1927.

Verantwortlicher Redakteur B. Rieder